

Digitales Brandenburg

hosted by Universitätsbibliothek Potsdam

Potsdamer Jahresschau

Potsdam, 1926

Haase-Faulenorth, Bertold A., Der Prinz zankt. Ein Brief an die Lichtenau

urn:nbn:de:kobv:517-vlib-4725

Der Prinz zankt

Ein Brief an die Lichtenau

Mitgeteilt von Bertold A. Haase-Faulenorth

Das Lebensbild der Gräfin von Lichtenau, der ungekrönten Königin Preußens, ist in großen Umrissen jedem Potsdamer vertraut, wenn auch meist leider in der Verzerrung, die eine über hundert Jahre plätschernde Flut von Schmähschriften bewirkt hat. Gerade wir Potsdamer haben übrigens Gelegenheit, in Hans Rantias Büchlein „Barberina und Lichtenau“ die einzige bis heute vorhandene fast vollkommen fehlerfreie Schilderung ihres Lebens in geschmackvoller Kürze nachzulesen.

Aus der letzten Sturm- und Drangzeit jener denkwürdigen Liebesgeschichte des Prinzen von Preußen, späteren Königs Friedrich Wilhelm II. und der kleinen Musikers-tochter Wilhelmine Enke ist nun ein Brief erhalten, den ich aus der Kenntnis Hunderter von Briefen des Königs und Tausender von Aktenfolios heraus als einzigartig bezeichnen möchte.

Er ist undatiert, wie so viele Briefe Friedrich Wilhelms, doch möchte ich ihn in die Jahre 1778—1780 verlegen. Noch ist die Glut stürmischer Liebe zu Wilhelmine nicht erloschen, noch ist er der Frau zärtlich zugetan, der er in Falkenhagen 1770 jenen Ring weihte, dessen eingraviertes „LPG“ noch immer der Deutung durch die Forscher harret. Aber in Wilhelmine, damals Mutter dreier jung verstorbener Kinder des Prinzen, ist außerhalb des Verhältnisses zu „ihrem lieben Herrn“ — die Anrede „Frit“ ist eine Phantasie Ludwig Sternaur' — eine leichte Veränderung des Charakters vorgegangen. Dem bescheidenen Mädchen, das noch kurz zuvor als Mutter wilder Hohenzollernreifer, bei Bethge in Berlin einquartiert, sich Essen aus dem Speisehaus holen mußte, da der Prinz ihr fast nichts geben konnte, ist, menschlich nur zu verständlich, das Geschenk eines Landhäuschens in Charlottenburg so ins Köpfchen gestiegen, daß sie, vom Prinzen reichlicher beschenkt, zum ersten Male in ihrem Leben viel Geld ausgibt und, eine der schönsten Frauen ihres Jahrhunderts, den Huldigungen eines Berliner Rittmeisters — vielleicht ist es Hauptmann Gualteri — mit etwas offenerem Ohre lauscht, als Prinz Wilhelm schätzt. Jedenfalls schnappt, wie wir im zwanzigsten Jahrhundert sagen, der Thronfolger hörbar ein und produziert den klassischen Brief, der hier mitgeteilt sein soll:

„Aus Ihrem Brief mache ich 2 Schlüsse nehmlich das sie so grausam als ein Geier mich gleichsam das Leben und mein Herze aus meinem Leib raus fragen wollen um mir schon auf Erden einen vorgeschmack der Hölen pein zu geben. Da sie doch auf eine barmherzigere Art mir nach dem Dom schicken¹⁾ könnten; da sie es einmal darauf angelegt haben, so könnte es ja durch ein Döschchen²⁾ gift in te oder milch prepariert geschehen, wenn ich nach Hause bei Ihnen komme um mir ein Vergnügen zu machen oder wenn ich in Ihrem Bete ruhig schlafe könnten Sie mir gleich ein(em) ander(en) Mackbet ein scher messer an der gurgel aplizieren³⁾ oder ein kugelgen in den Kopf; das weren promptere und zugleich menschlichere Mittel zu Ihrem Ziel . . . Lassen Sie ja diesen Brief nach Ihr löblichen Gewohnheit auf alle Dische herum liegen das ihn die ganze Welt lieset es siehet Ihnen gleich tun Sie es ja, um noch einen nagel mehr an meinem Sarge zu schlagen! . . . Ich schrieb lange nicht, weil ich keine Lust hatte, meine Briefe zu des Herrn Rittmeisters Lektüre zu schicken.“

Wie man sieht, ein herzhafter „Krach“, wie er ja zwischen Liebenden vorkommen soll, und der Brief selbst ein Dokument, das in seiner köstlichen Ursprünglichkeit den Menschen Friedrich Wilhelm besser zeichnet als ein Duzend hochwohlloblicher Staatsakten.

¹⁾ Friedrich Wilhelm ist im Berliner Dom beigesezt. ²⁾ Döschchen. ³⁾ applizieren.

Original-Scherenschnitt
von Paul Fritsche

